



Originalausgabe

1. Auflage 2025

© Atrium Verlag AG, Imprint WooW Books,

Zürich 2025

Alle Rechte vorbehalten.

Der Verlag untersagt ohne ausdrückliche schriftliche Zustimmung die Nutzung dieses Werkes im Sinne des §44b UrhG für das Text- und Data-Mining.

© Text: Boris Koch

Wir danken der *Agence Hoffman GmbH*

für die Vermittlung dieses Projekts.

© Illustrationen: Michael Hülse

Lektorat: Leona Eßer

Satz: fuxbux, Berlin

Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck

ISBN 978-3-03967-052-9

GPSR(General Product Safety Regulation)-Kontakt: WI-Verlage GmbH,
Semperstraße 24, 22303 Hamburg, gpsr@wi-verlage.de

www.woow-books.de



Folgt uns auf Instagram unter
[@woowbooks_verlag](https://www.instagram.com/woowbooks_verlag)



1. Kapitel

Zwei Probleme mit einer Klappe

Vermutlich kennt ihr unsere Schule aus all den Medienberichten der letzten Wochen. Ihr kennt die Bezeichnung *Schule des Schreckens* und die Bilder von den taumelnden Gestalten zwischen nebelverhangenen Gräften und halb verwitterten Grabsteinen, und auch das Video mit dem heulenden Gespenst am Friedhofstor. Und natürlich die ganzen fetten Schlagzeilen:

NEUESTE NACHRICHTEN

Samstag, 30. August 2025

**DIE PRÜGELSTRAFEN
DER ZOMBIELEHRER!**



NEUESTE NACHRICHTEN
Montag, 01. September 2025

**METHODEN AUS
DEM MITTELALTER
AN DER GEISTERSCHULE!**

NEUESTE NACHRICHTEN
Mittwoch, 10. September 2025

**GRABSTEINE ALS SCHUL-
LEKTÜRE!**

NEUESTE NACHRICHTEN
Montag, 22. September 2025

**GRUNDSCHÜLER
IN GRÜFT GESPERRT!**

Ich behaupte ja nicht, dass das alles gelogen ist oder dass unsere Schule völlig normal ist (das ist sie bestimmt nicht, ganz im Gegenteil!), aber die Wahrheit ist es auch nicht. Nur eine Sammlung von Halbwahrheiten, Vorwürfen, Vorurteilen, Verdrehungen und Panikmache. Die Grabsteine haben wir im Geschichtsunterricht gebraucht (und eine Gruftinschrift in Mathe) und die Grundschüler haben sich selbst eingeschlossen, ehrlich. Die waren auch gar nicht von unserer Schule und außerdem selbst schuld. Und die Prügelstrafen gingen sowieso immer schief, halb so wild also.

Über das, was wirklich wild war, wurde dafür gar nicht erst berichtet. So wurden aus den Halbwahrheiten von Bericht zu Bericht und von Post zu Post recht schnell Viertelwahrheiten, und wenn das so weitergeht, bleiben bald nur noch Achtelwahrheiten übrig. Oder andersherum ausgedrückt: Sieben-Achtel-Lügen. Und die sind noch gefährlicher als volle Lügen, denn sie werden leichter geglaubt, weil in ihnen ein Fünkchen Wahrheit steckt.

Ich hasse Lügen, volle ebenso wie Sieben-Achtel-Lügen, und ganz besonders, wenn es dabei um meine Freunde oder Unschuldige geht. Darum schreibe ich jetzt hier die Wahrheit auf, **die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit**, wie es in den Gerichtsfilmen immer heißt, die Mama ständig guckt. Noch vor einem halben Jahr hätte ich nie gedacht, dass ich irgendwann ein Buchautor werde, aber es hilft ja nichts: Die ganze Wahrheit ist zu lang und

zu kompliziert für einen einzigen Post oder ein Video im Netz.



Meinen Namen findet ihr nirgendwo in den Berichten. Nicht, weil ich nicht erwähnt wurde (das wurde ich, und nicht zu knapp!), sondern weil die Journalisten ihn geändert haben, wie sie es manchmal tun. Zu meinem Schutz, wie es hieß, und das war mir recht. Vielleicht war es aber auch zu ihrem eigenen Schutz. Wenn schon die Namen nicht stimmen, fühlt man sich der Wahrheit bei allem anderen auch nicht ganz so verpflichtet, oder?

Wie auch immer, verwirrend fand ich vor allem, dass die Journalisten sich nicht abgesprochen hatten. Jeder hatte mir einen anderen falschen Namen verpasst. Wenn ich irgendwann mal wirklich eine Geheimidentität brauche, sind nicht mehr viele neue falsche Namen übrig, die ich verwenden kann.

In Wahrheit heiße ich **Kilian Dirk Gregory Friedemann Poberski**.

Meine Eltern konnten sich einfach nicht auf einen einzigen Vornamen einigen, und meine Großeltern wollten auch mitreden. Mir hätte Kilian gereicht und im Alltag reicht er meinen Eltern auch. Nur wenn ich ermahnt werde, heiße ich plötzlich ***Kilian Dirk Gregory!!!***.

Kilian ist also mein Rufname und Dirk und Gregory sind meine angeschlossenen Anschrei- und Ermahnungs-



namen, die immer zusammen mit mindestens drei fetten Ausrufezeichen verwendet werden. Friedemann brauche ich dagegen nur in offiziellen Dokumenten, das ist also mein Amtsname. Dumm ist nur, dass die Zeile in vielen Dokumenten schon mit all den anderen Namen voll ist, bevor wir überhaupt zu Friedemann kommen.

Aber ich schweife ab.

Wieder einmal.

Papa beschwert sich immer, dass ich nie zum Punkt komme und dauernd um die Ecke denke und dann um die Ecke, die hinter der ersten Ecke lauert. Und ich antworte dann: »Denken ist keine Autobahn.«

Denn ich finde, einfach gradeaus, Vollgas in eine Richtung, ist kein richtiges Denken. Das bringt einen zwar direkt ans Ziel, aber die spannendsten Entdeckungen macht man immer auf Umwegen. Auf ihnen sieht man mehr und auch sie führen – im Unterschied zu Abwegen – ans Ziel. Ich komme also sehr wohl zum Punkt, aber da hört Papa oft schon nicht mehr zu, darum weiß er das nicht.

Mama sagt dauernd, ich würde nicht wie ein normaler Zwölfjähriger reden, aber was ist für Zwölfjährige schon normal? Und nur manchmal klingt sie dabei stolz. Öfter verzweifelt. Dann fragt sie: »Hast du keine Hausaufgaben mehr, die du erledigen kannst?«

Dummerweise habe ich das meistens, weil ich auch dabei Umwege nehme.



Bevor ich auf das Internat Buchenschlag kam, ging ich auf eine ganz normale städtische Schule in einer ganz normalen Stadt mit ganz normalem Lehrermangel. Sport wurde aushilfsweise von älteren Jugendlichen aus dem örtlichen Rugbyverein unterrichtet, die selbst beim Bodenturnen das Tackeln durch Mitschüler erlaubten. Ethikunterricht gab es gar nicht erst. Was wir über Lügen, Diebstahl, Streitschlichten, Mobbing, das Recht des Stärkeren und andere Fragen des Zusammenlebens lernten, lernten wir direkt in der Praxis auf dem Pausenhof. Mal mit, mal ohne Aufsicht, mal mit und öfter auch ohne Erfolg.

Eigentlich sollte das Gebäude seit Jahren saniert werden, aber der Stadt fehlte das Geld. Immerhin war die Schule nicht einsturzgefährdet – abgesehen von der Hälfte der Umkleiden in der Turnhalle. Die waren natürlich zu unserer Sicherheit gesperrt. Wir Schüler kannten den Schulalltag nicht anders, so war er für uns normal. Wichtig war, dass ich Freunde hatte, und damit war er für mich okay.

Für Mama nicht. Ganz und gar nicht. Sie sagte: **»Zu unserer Zeit hat es das nicht gegeben.«**

»Da hat es vieles nicht gegeben. Die Menschheit entwickelt sich weiter.«

»Oder zurück.«

Ich schnaubte. »Ihr hattet nur Kreidetafeln, wir haben auch Laptops.«

»Wir hatten Unterricht, ihr habt keine Lehrer.«

Eigentlich ist sie keine von diesen *Früher-war-alles-besser*-Typen, aber damals war sie oft angespannt und schlecht gelaunt. Manchmal wegen Geld, meist wegen der Arbeit. Sie ist Friedhofsgärtnerin und inoffizielle Stadtmeisterin im Trauerkranzflechten auf Zeit. Jedes Gartengerät besitzt sie in der Farbe Schwarz, aber ihre Haare färbt sie leuchtend blond. Sie ist groß, schlank und ziemlich ausdauernd.

Doch so sehr sie ihre Arbeit auch mochte, irgendwann wurde ihr die ständige Gegenwart trauriger Menschen zu viel. Die Trauer und Schwere des Friedhofs übertrugen sich auf sie.

Eines Tages im letzten Mai war sie aber plötzlich außergewöhnlich gut gelaunt. Sie hatte zusammen mit Papa gekocht, dabei laute Musik gehört, mitgesungen und getanzt, so gut unsere enge Küche das zuließ.

»Was ist denn hier los?«, fragte ich, als ich hungrig durch die Tür stapfte.

»Später«, antwortete sie, drängte mich zu ein paar Tanzschritten und versprach mir Eis zum Nachtisch.

Damit konnte ich gut leben.

»Kilian, wir haben eine Lösung für unsere Probleme gefunden«, verkündete sie nach dem Essen. »Deins und meins auf einen Streich.«

Teller und Eisschüsseln waren leer, nur Papa kratzte gerade noch die letzten Reste aus den Töpfen. Sein geliebter Nach-Nachtisch. Was andere Menschen als angebrannt be-

zeichnen, nennt er knusprig, und er will es nicht verkommen lassen. Er ist zwei Zentimeter kleiner als Mama, aber deutlich breiter in Schultern und Kreuz. Von Beruf ist er Steinmetz und er hat einen roten Bart wie Obelix. Sein Haar ist jedoch zu kurz zum Flechten und er trägt auch keine Hinkelsteine spazieren, obwohl er stark genug dafür wäre. Aber Hinkelsteine sind sowieso seit Jahrtausenden out, seine Firma stellt überwiegend Grabsteine her. Und ein Grabstein auf dem Rücken sähe ziemlich schräg aus.

»Welche Probleme?«, fragte ich ahnungslos. Hatte ich etwas vergessen?

»Du weißt, wie sehr ich das Lachen auf der Arbeit vermisse, oder?« Mama schaute mich direkt an. »Früher habe ich die Ruhe geliebt, aber heute ...«

Ich nickte.

»Jetzt habe ich eine neue Stelle angeboten bekommen. Besser für meine Laune, besser bezahlt und mit außergewöhnlichen Vergünstigungen. Eine Chance, die so nie wiederkommt!«

»Das klingt toll.« Es wäre großartig, wenn sie wieder regelmäßig gute Laune hätte. *So wie früher*, dachte ich.

Jetzt glaubt aber nicht, dass *ich* so ein *Früher-war-alles-besser*-Typ bin, dafür bin ich mit meinen zwölf Jahren viel zu jung. Und damals bei dem Gespräch war ich sogar erst elf, also noch viel mehr viel zu jung. »Was ist das für eine Stelle?«



»Eine einmalige. Und zwar an einer herausragenden Schule, was besonders zwei Vergüns—«

»An einer Schule?«, fiel ich ihr ins Wort. »Willst du umschulen auf Lehrerin?« Die wurden schließlich überall gesucht, auch wenn ich nicht wusste, welches Fach am besten zu einer Friedhofsgärtnerin passte. Biologie vermutlich, wegen der Pflanzen. Vielleicht auch ein wenig Ethik oder Sport. Oder Geschichte? Da wurden ja vor allem Tote und Jahreszahlen behandelt, die kannte sie zur Genüge von den Grabsteinen. Auf jeden Fall müsste sie an einer Schule ganz sicher keine Angst vor zu viel Stille haben.

»Nein.« Lächelnd schüttelte sie den Kopf. »Buchenschlag ist ein traditionsreiches Internat und es besitzt eben einen eigenen Friedhof.«

»Ein Schulfriedhof?« Damals hatte ich natürlich noch nichts von dem Internat gehört, all die Berichte waren noch nicht erschienen, und so hielt ich das für einen Scherz und stieg darauf ein. »Brauchen die den wegen Sportunfällen oder missglückten Experimenten? Oder sterben die Schüler da einfach nur aus Langeweile?«

»Weder noch.« Ihr Lächeln wurde breiter. »Der Friedhof ist für die Lehrer, um den musst du dir keine Sorgen machen. Das Internat hat einen tollen Ruf und ist top ausgestattet bis hin zu den großartigen Sportanlagen. Du wirst dich da ganz sicher wohlfühlen.«

»Was? Ich ...? Wieso ich? Ich dachte, du ...«,



stammelte ich überrumpelt. Erst jetzt begriff ich, was Mama mit *meinem Problem* gemeint hatte: meine Schule.

»Nicht nur ich. Wir alle. Zwar fühlt sich dein Papa auf seiner Stelle hier wohl, aber die haben auch einen neuen Steinmetz für den Friedhof gesucht, und weil er wusste, wie wichtig mir das war, hat er sich beworben und wurde genommen.« Sie warf ihm eine Kusshand zu.

Er tat es mit einem Schulterzucken ab. »Was sonst?«

»Aber ich ...«, erwiderte ich.

»Das ist das Beste daran. Da wir beide dann dort arbeiten, wirst du ganz ohne Kosten aufgenommen. Dabei ist so ein Internat für die meisten Leute unbezahlbar, wir haben totales Glück.«

»Glück? Meine Schule kostet auch nichts«, warf ich ein.
»Die meisten ...«

»Aber sie ist nicht so gut! Und vor allem ist sie hier. Wir ziehen in zwei Monaten um.«

Umziehen!

Das traf mich mit voller Wucht und natürlich protestierte ich.

Lautstark!

Und als ich erfuhr, dass das Internat über fünfhundert Kilometer entfernt lag, protestierte ich gleich noch viel lauter.

»Meine ganzen Freunde sind hier!«

»Du findest neue«, wischte Mama den Einwand beiseite.

»Ich mag meine alten!«

»Und ich mag die neue Arbeit.«

»Das ist doch auch nur ein Friedhof!«, rief ich. »Die sind überall gleich! Ruhe und Trauer und ... Was soll da anders sein als hier?«

»Es ist anders, glaub mir«, versicherte sie, ohne es näher zu erklären. »Außerdem bekommen wir dort ein kleines Haus zur Verfügung gestellt, in dem wir leben können. Klein, aber deutlich größer als unsere Wohnung hier.«

»Ich mag die Wohnung«, behauptete ich, obwohl mein Zimmer nur ungefähr halb so groß war wie die meiner Freunde. Darum war es so vollgestopft, dass ich immer etwas aussortieren musste, sobald ich etwas Neues bekam.

»Du findest dein Zimmer klein«, erinnerte mich Mama. »Winzig sogar.«

»Warum haben wir das nicht besprochen?«, wich ich aus. »Warum habt ihr das allein entschieden?« Das war es, was mich am meisten wurmte. Übergangen zu werden, nur weil ich das Kind war.

»Es ging alles so schnell. Und ich wollte dir keine Hoffnung auf das Internat machen, falls es sich doch zerschlagen hätte.« Mama nahm meine Hand, aber ich entzog sie ihr.

»Welche Hoffnungen? Ich will doch gar nicht auf das Internat!«

»Was hättest du denn gewollt?«, brummte Papa und mischte sich zum ersten Mal ein. »Dass wir deine Meinung



zulassen und ganz demokratisch abstimmen? Obwohl wir die Erwachsenen sind – und du nicht?»

»Zum Beispiel! Ja!«

»Gut.« Er fuhr sich mit der Hand über den Bart. »Wer ist für den Umzug?«

Er und Mama hoben die Hand.

»Wer ist dagegen?«

So überrumpelt vergaß ich völlig, meine zu heben.

»Enthaltungen?«, beendete er die Abstimmung.

»Ist doch egal!«

»Nein«, sagte er, »es ist das Beste für die Familie. Das wollte ich mit der Abstimmung auf den Punkt bringen.«

Ich verdrehte die Augen.

»Es ist eine außergewöhnliche Schule, Kilian.« Mama zog das Gespräch wieder an sich. »Sie ist in einem riesigen alten Herrenhaus untergebracht. Und dort ist tatsächlich jede Stelle besetzt. Du hast in jedem Fach immer Unterricht, keine Probleme mit dem Lehrplan, nichts fällt aus.«

»Ganz toll«, murkte ich. »Umziehen müssen und nicht mal mehr Freistunden.«

»Keine Rugbyspieler als Sportlehrer. Über die hast du dich immer beschwert.«

»Ja, aber ...« Ich war sauer, ich war übergangen worden, da half auch Pas überfallartige Abstimmung nicht. Ich wollte nicht weg, auch wenn es sonst gut klang. Mehr Geld, ein eigenes Haus ...



»Du wirst dich daran gewöhnen«, sagte Papa. »Mama braucht den Wechsel. Du bist alt genug, das zu begreifen.«

Das tat ich natürlich. Trotzdem wollte ich nichts davon hören. **Ich ahnte, dass Mama mir etwas über die Schule verschwieg, aber was konnte das schon sein? Wie anders konnte eine Schule sein?**

Wie gesagt, die ganzen Schlagzeilen gab es damals noch nicht, weil es damals noch ein recht normales Internat war. Was sich ändern sollte, wussten damals nur die wenigsten. Und die wussten ziemlich sicher auch nicht alles.

Murrend und sehr widerwillig fügte ich mich also und protestierte nicht mehr gegen den Umzug. Aber ich weigerte mich, über die neue Schule zu reden, mir Bilder anzusehen oder mich sonst wie damit zu beschäftigen. So lange wie möglich wollte ich sie von mir fernhalten.

Und so hatte ich, als wir im Sommer aufbrachen, nicht die geringste Ahnung, was mich erwartete.





2. Kapitel

Neue Schule, neuer Friedhof

Wir zogen nicht nur einfach weit weg, sondern auch gleich in ein anderes Bundesland. Dummerweise lagen die Ferien dort ganze vier Wochen früher als in meinem alten und das hieß: Ich hatte im Sommer nur zwei mickrige Wochen frei. Hätte das nicht andersherum sein können? Dann hätte ich zehn Wochen gehabt!

So brachen wir nach zehn *Tagen* (nicht Wochen) Ferien auf und am Ziel würde mir nur noch eine halbe Woche bleiben, bis die Schule wieder begann.

Das Verabschieden war schneller gegangen als gedacht, denn meine Freunde hatten schon damit begonnen, sobald der Umzug feststand.

Wir können dann ja online zocken.

Netter Vorschlag, aber aus den wirklichen Zukunftsplänen war ich aussortiert worden. Zur Hälfte sogar aus der Gegenwart und das tat weh. Wenigstens erleichterte es mir auch ein wenig das Weggehen.

Trotzdem war ich noch immer dagegen. Gegen den Umzug, gegen die Sonne, die vom Himmel brannte, gegen das Abschiednehmen, gegen lange Autofahrten, gegen Internate, gegen Kistenpacken und vor allem gegen das Überrumpeltwerden.

Aber es änderte nichts.

Die Computer, den Schmuck, die wichtigsten Unterlagen, meinen neuen Fahrradhelm und persönliche Dinge hatten wir im Auto dabei. Die Möbel, Bücher und der ganze Rest folgten uns kistenweise im Umzugswagen. Den konnten wir im Rückspiegel schon bald nicht mehr sehen und er würde während der Fahrt noch weiter zurückfallen. Dagegen war ich selbstverständlich auch, ich war gegen alles.

Mama und Papa wechselten sich mit dem Fahren ab, lachten viel und ließen mich in Ruhe. Ich saß allein hinten, starrte missmutig aus dem Fenster und hörte über Kopfhörer irgendwas, das ich sofort wieder vergaß.

Irgendwann war ich dann auch gegen das Dagegensein und schaute einfach nur so aus dem Fenster. Sauer auf alle, auch auf meine Freunde.

Als wir uns abends endlich dem Internat näherten, packte mich schließlich doch die Neugier und sogar ein

wenig Vorfreude. Ein eigenes Haus, ein größeres Zimmer. Und im Sport nicht bei jeder Gelegenheit getackelt werden.

Wir verließen die Autobahn und nach einer Weile auch die breite Bundesstraße. Der Verkehr wurde immer weniger, und hinter einem verschlafenen Dorf bogen wir in einen Wald ab, dessen Bäume ganz und gar nicht in Reih und Glied standen wie in einer Weihnachtsbaumplantage. Nadel- und Laubbäume mischten sich ohne erkennbare Ordnung und wuchsen hoch in den Himmel. Die Äste ragten von beiden Seiten weit über die Straße hinaus, das Unterholz war dicht.

»Schön hier, oder?«, fragte Mama.

Papa saß gerade am Steuer. Er übernahm meist das letzte Stück.

»Ja«, gab ich zu.

»Und so sieht es überall um das Internat herum aus. Das hier ist schon der **TEUFELSFORST**.«

»Klingt ja vertrauenerweckend«, brummte ich, aber eigentlich fand ich das cool.

Lachend drehte sich Mama zu mir um. »Das ist der Privatwald einer Gräfin, deren Vorfahren das Internat auf ihren Ländereien zugelassen haben. Dem Teufel gehört hier nichts, nur der Name.« Sie zwinkerte mir zu.

»Und warum heißt er dann so?«

»Aberglaube, schätze ich. Du kannst ja nachfragen, wenn wir dort sind.« Sie wandte sich wieder nach vorn und ich hatte erneut den Eindruck, dass sie mir etwas verschwieg.



»Aber vermutlich müssen wir uns eher vor Wildschweinen in Acht nehmen als vor dem Teufel.«

Ich sah aus dem Fenster, die Bäume standen immer dichter. Für einen Moment glaubte ich, Augen im Gebüsch schimmern zu sehen, aber das war sicher nur Einbildung. Um mir zu beweisen, dass ich keine Angst vor dem Teufel und Wildschweinen hatte, öffnete ich das Fenster und atmete tief ein. Es roch frisch, ganz anders als in der Stadt, anders als die Autowerkstatt, neben der wir gewohnt hatten.

Kurz darauf bogen wir in einen Kiesweg ein und fuhren durch eine geöffnete Schranke. Sie war blau-gelb gestreift und neben ihr stand ein großes Schild mit der fetten Aufschrift:



Das Erste, das ich vom Internat zwischen den Bäumen auftauchen sah, war der Friedhof. Oder zumindest die hohe Mauer aus dunkelroten Backsteinen, die den Friedhof umgab, und die verzierten Giebel und Dächer verschiedener Gräfte, die über die Mauer hervorragten.



Krähen hockten auf jedem First und auf der Mauerkrone. Eine Aussegnungshalle für Beerdigungen oder eine Kapelle bemerkte ich nicht, vielleicht war die aber auch hinter Bäumen verborgen. Langsam fuhren wir an der Mauer entlang, die Krähen sahen zu uns herab.

Mama blickte die ganze Zeit hinüber und zum ersten Mal wirkte sie nervös.

»Bedenken?«, fragte Papa. Auch er wirkte plötzlich angespannt.

In dem Moment fuhren wir an einem hohen verzierten Gittertor aus dunklem Eisen vorbei, das in die Mauer eingelassen war. Es war geschlossen und auch auf ihm saß eine Krähe. Sie war besonders groß und musterte uns eindringlich. Eine Szene wie aus einem Horrorfilm.

»Nein.« Sie winkte ab. »Es ist nur ...« Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß«, sagte Papa.

»Was ist?«, fragte ich. Jetzt war ich ganz sicher, dass sie mir etwas verschwiegen!



»Eigentlich wollten wir mit dir noch über etwas reden.« Mama drehte sich zu mir um und suchte meinen Blick. »Aber wir wussten nicht, ob das unter die Verschwiegenheitserklärung fällt.«

»Welche ... Was?« Mehrere Sekunden lang brachte ich kein Wort heraus. Verschwiegenheit? Welche Schule verbot den Angestellten, über etwas zu reden? Das hier war doch

kein Geheimdienst! Musste ich als Schüler auch eine solche Erklärung unterschreiben? Da würde ich mich weigern!

»**Wir sind da**«, verkündete Papa, bevor ich meine Fragen auch nur halbwegs sortiert hatte.

Die rote Mauer stieß an eine ältere aus grauem Stein, die das Internat umgab. Früher hatte sie die Anlage vermutlich vor Feinden geschützt, heute höchstens noch vor den Wildschweinen. Und das auch nur halbherzig, denn das Tor stand offen. Wir fuhren hindurch und Papa hielt an.

»Welche ...?«, setzte ich noch einmal an.

»Später«, tröstete er mich. »Schauen wir uns erst mal um.«

Wir stiegen aus und streckten uns nach dem langen Sitzen. Die Sonne hing tief über den Bäumen, aber noch drückte die Hitze. Kein Lüftchen regte sich. Doch die Anlage war so beeindruckend, dass ich die Hitze und meine Fragen glatt vergaß.

Der gepflasterte Hof war weitläufig und das Hauptgebäude, das Mama ein riesiges Herrenhaus genannt hatte, war eher eine Art Schloss. Nicht so groß wie Versailles, aber auch nicht kleiner als Neuschwanstein, nur kleinteiliger und verwinkelter. Es bestand aus zwei dreistöckigen Bauten, die durch vier Gebäudebrücken miteinander verbunden waren. Hinzu kam das Dachgeschoss. Mehrere Türmchen, Gauben und Erker wuchsen hier und da aus den Wänden und Dächern. Alles wirkte wild zusammengewürfelt, selbst die Bau-

stile unterschieden sich hier und da. Und doch passte alles zusammen.

Ein Stück daneben erhob sich ein überquellendes Gewächshaus von der Größe einer Turnhalle, in dem ich Palmen, wild wucherndes Grün und große bunte Blüten erkannte. Weiter hinten erstreckten sich Pferdeställe und ein Reitparcours, Werkstätten und eine ganze Reihe Garagen. Und dahinter, an der gegenüberliegenden Mauer der ganzen Anlage, ragte ein wuchtiger Turm in die Höhe. Die Fahne auf dem spitzen Dach hing in der Windstille schlapp herab, sodass ich das Wappen darauf nicht erkennen konnte.

Mitten auf dem Hof standen ein alter überdachter Brunnen und ein Wegweiser, den ich auf die Entfernung nicht entziffern konnte. An der östlichen Mauer reihten sich mehrere spitzgieblige Häuser in unterschiedlichen Farben aneinander. Neben dem letzten kauerte ein gedrungenes graues Gebäude mit Gitterfenstern, das ich für einen alten Kerker hielt.

Auch wenn ich mir in den letzten Monaten nichts vorgestellt hatte, mit all dem hätte ich niemals gerechnet! Das Gelände wirkte nicht wie eine normale Schule, sondern als wäre ich plötzlich in eine Abenteuer-geschichte gestolpert. Trotz meines festen Vorsatzes, dagegen zu sein, war ich begeistert. Es war der Wahnsinn!

Alles schien vollkommen verlassen.

Bevor wir uns richtig umsehen konnten, wurde in der





Häuserreihe die zweite Tür aufgestoßen und eine große, muskulöse Frau eilte mit riesigen Schritten auf uns zu. Sie trug kurze blonde Haare, eine dunkelgraue Arbeitshose und ein schmutziges T-Shirt.

»Hallo!«, rief sie fröhlich, noch bevor sie uns erreicht hatte. **»Sie sind die Poberskis, richtig?«**

»Richtig!« Mama ging ihr zwei Schritte entgegen.

»Böttcher«, stellte sich die Frau vor und quetschte freudig unsere Hände. Ihr linker Arm war mit Meerestieren, Muscheln und einem Wrack tätowiert. Sie lächelte breit.

Mama und Papa quetschten lächelnd zurück, ich beschränkte mich darauf, nicht aufzuschreien.

»Willkommen!«, trötete sie. »Kommen Sie, ich zeige Ihnen Ihr Haus.«

»Wunderbar«, erwiderte Mama.

»Dürfen wir da stehen bleiben?«, fragte Papa und deutete mit dem Daumen auf den Wagen.

»Erst mal ja, nach dem Haus zeige ich Ihnen Ihren Parkplatz.« Sie stapfte los in Richtung Kerker. »Hatten Sie eine angenehme Fahrt?«

»Kein Unfall, keine Panne, kein Stau, alles bestens.« Mama lachte und blieb an ihrer Seite.

Papa und ich trotteten schweigend hinterher.

Die beiden Frauen tauschten die üblichen Höflichkeiten und Wetterbemerkungen aus, während wir immer weiter auf den Kerker zuliefen.



Das konnte doch nicht unser Ziel sein, oder? Aber kaum waren wir an der Gittertür angekommen, drückte Frau Böttcher Mama einen alten schwarzen Schlüssel in die Hand. Durch die Stangen sahen wir einen kahlen, staubigen Gang, von dem dunkle Türen abgingen. Meine Begeisterung für das Gelände fiel in sich zusammen, kaltes Entsetzen packte mich. Das war tausendmal schlimmer als die alte Wohnung!

Mama entgleisten die Gesichtszüge. »Das ist doch nicht etwa ...?«

»Nein.« Frau Böttcher lachte laut. Auf dem oberen linken Schneidezahn glitzerte etwas, das wie ein Diamant aussah, aber wohl keiner war. Zumindest kein echter. »Natürlich nicht, aber ich konnte es mir nicht verkneifen, das mache ich immer mit den Neuen.« Sie lachte wieder und legte Mama die Hand auf die Schulter. »Nichts für ungut, ja?«

Ihr Humor war sehr eigen, wie ich noch öfter erleben würde. Aber zumindest hatte sie Humor.



Unser tatsächliches Haus lag gleich daneben, war zweihundertfünfzig Jahre alt, dunkelblau gestrichen und trug die Nummer . Ich bekam ein Zimmer im ersten Stock mit Fenstern aus buntem Glas und direktem Blick auf den Kerker. Es war deutlich größer als mein altes Zimmer und das galt ebenso für Küche, Wohnzimmer, Bad und Elternschlafzimmer.

Das Wohnzimmer verfügte über einen Kachelofen und einen kleinen verschlossenen Tresor in der Wand, zu dem es keinen Schlüssel gab. An die Küche war eine winzige Speisekammer angeschlossen und die Messingarmaturen im Bad sahen aus wie Meerestiere und Sagengestalten.

Es gab einen kühlen Gewölbekeller für Vorräte, in den eine schmale Steintreppe hinabführte. An drei Wänden befanden sich Symbole wie aus Zauberbüchern und an der vierten das Unsinnigste, das ich je gesehen hatte: eine Sonnenuhr! Was sollte sie ohne direkte Sonneneinstrahlung anzeigen?

Der stickige Dachboden war nur über eine Klappe mit ausziehbarer Leiter zu erreichen. In ihm lagerten alte Truhen und Kisten, die von den vorherigen Hausbewohnern zurückgelassen worden waren. Ich riss die Dachfenster auf, um frische Luft hereinzulassen. Hier konnte man sich ein großartiges Lager oder Versteck einrichten.

Doch zunächst konnten wir uns gar nichts einrichten, denn die Umzugshelfer riefen an, sie steckten im Stau.

Frau Böttcher fragte mich: »Wie alt bist du?«

»Elf. Im September werde ich zwölf.«

»Mein Ole im November. Komm, ich stell dich ihm vor. Er freut sich schon auf dich.«

»Gute Idee«, pflichtete Mama ihr bei und für einen Moment dachte ich, sie würde mich auffordern, mich anzufreunden, so wie man es bei Kindergartenkindern tut.

Ich fragte nicht, warum Ole uns dann nicht zusammen mit seiner Mutter begrüßt hatte, wenn er sich so sehr freute. Aber ich ging mit, ich hatte sonst nichts zu tun und war neugierig.

Während wir den Hof überquerten, schrie Frau Böttcher auf einmal: »**OOOOOLEEEEEEE!**« So laut, dass es in meinen Ohren klingelte. Und drei Schritte weiter noch einmal, noch lauter: »Ooooooleeeeeeee! Kilian ist da!«

Ich zuckte zusammen, sie grinste. Jetzt wusste nicht nur Ole Bescheid, sondern jeder an der Schule, jeder auf dem Friedhof und wahrscheinlich auch jeder Wanderer im Wald, der keine Kopfhörer trug.

Wieder öffnete sich die Tür im dunkelrot gestrichenen Haus mit der Nummer 2 und ein schlaksiger, blasser Junge trat heraus. Sein Haar war dünn und heller als das seiner Mutter, seine Ohren standen leicht ab, auf seiner Nase saß eine Brille mit dünnem Rand. Er blinzelte und zog die Schultern hoch. Dadurch wirkte er noch schmaler, als er eigentlich war.

»Ole, das ist Kilian. Führ' ihn ein wenig herum, ich muss das mit den Pferdeboxen noch fertig bekommen.«

»Okay«, sagte er.

Dann wünschte sie uns viel Spaß und stapfte in Richtung Stall. Eigentlich war es längst spät genug für den Feierabend.

Ole und ich nickten uns zu, keiner zerquetschte dem anderen die Hand. Er hatte den Kopf leicht nach vorn ge-



beugt und zog die Schultern wieder hoch. Dann sah er mich vorsichtig an und sagte: »Smilona khirmen dasta.«

»Was?«, fragte ich. Ich hatte keinen Ton verstanden.

Er sagte noch etwas und es klang ganz anders. Ich erkannte nicht einmal, welche Sprache das war.

»Sorry, aber ich verstehe dich nicht.«

»Schade.« Er seufzte und zog die Nase kraus. »Das vermutlich dann auch nicht, oder?« Er gab Geräusche von sich, als würden sich ein Ochsenfrosch und ein Esel anschreien, beide mit Husten und dem Mund voller Knäckebrot.

»Äh, nein. Was ist das?«

»Chroukhag. Habe ich mir selbst ausgedacht.«

Ich starrte ihn an. »Wie soll ich das verstehen, wenn du es dir ausgedacht hast?«

Er zuckte mit den Schultern und ich bekam den Eindruck, dass er das regelmäßig tat. »Es hätte ja sein können, dass du zufällig dieselbe Sprache erfunden hast wie ich. Ich gebe zu, dass das äußerst, äußerst unwahrscheinlich ist, aber ganz sicher kann man nur sein, wenn man es ausprobiert.«

Das war eine sehr eigenwillige Logik, aber streng mathematisch betrachtet hatte er wahrscheinlich recht. Ich nickte. »Du hast dir eine ganze Sprache ausgedacht?«

»Eigentlich waren das eben drei. Aber bei der Grammatik habe ich ein bisschen geschummelt und sie alle drei sehr ähnlich gemacht.«

»Cool«, sagte ich, auch wenn ich nicht sicher war,





wie ich das fand. Ich kannte niemanden, der sich auch nur eine einzige Sprache ausgedacht hatte. Abgesehen von dem Schriftsteller J. R. R. Tolkien, aber den kannte ich nicht persönlich. Er war schon lange tot und Tote kann man schlecht kennenlernen. Zumindest die üblichen Toten. »Und wofür brauchst du die?«

»Ich brauch sie nicht, es macht mir einfach Spaß.« Er grinste schief. »Aber weil sie niemand sonst kann, taugen sie nur für Selbstgespräche.«

Das klang ein bisschen merkwürdig, aber auch hier hatte er wohl recht und so nickte ich erneut. »Gehst du auch aufs Internat?«

»Ja. Meine Mutter ist Hausmeisterin.«

»Und dein Vater?«

»Ist woanders.« Er sah weg.

»Tut mir leid.«

»Ist ja nicht deine Schuld, oder?« Er grinste wieder kurz und zuckte mit den Schultern. Dann schob er die Hände in die Taschen. »Was magst du sehen?«

»Kann man auf den Turm rauf?«

Er verzog das Gesicht. »Schon, aber der hat keinen Aufzug. Nur 258 Stufen.«

Also sahen wir uns lieber den Brunnen an. Der hatte zwar ebenfalls keinen Aufzug, aber auch keine Stufen. Über ihn lief eine Winde, ein alter, ausgebleichter Holzeimer baumelte an einem ebenso alten, ausgebleichten Seil.

»Der wird aber nicht mehr benutzt«, versicherte mir Ole.
»Es gibt fließendes Wasser.«

Ich warf einen kleinen Stein hinein und es dauerte ewig, bis es platschte. Der Schacht war tiefer als der Turm hoch und so finster, dass ich den Boden nicht sehen konnte.

»Es gibt eine Sage, nach der reicht der Brunnen bis in die Unterwelt hinab«, flüsterte Ole eindringlich.

»Echt?«



»Wahrscheinlich wegen der Nähe zum Teufelsforst. Oder es ist eine Erfindung von älteren Schülern, um die Frischlinge zu erschrecken. Solche Geschichten gibt es ja haufenweise.«

Ich starrte hinab, erkannte jedoch nur Schwärze. Langsam wandte ich mich ab und wollte Ole nach der Sportanlage fragen, die so toll sein sollte, dann fiel mir wieder ein, wie Mama und Papa bei der Ankunft auf die Friedhofsmauer reagiert hatten. Und die ganzen Krähen. Und dass Mama mir versichert hatte, der Friedhof sei anders als andere. **»Können wir auf den Friedhof?«**

»Aufihn? Sicher nicht.« Ole schüttelte vehement den Kopf. »Mama sagt, sie sind harmlos, aber ich will denen wirklich nicht zu nahe kommen.«

»Wem?«, fragte ich verwirrt. »Den Krähen?«

»Nein, den ...« Er verstummte und musterte mich. Nun war er verwirrt. »Du hast ehrlich keine Ahnung? Aber deine Eltern müssen es doch wissen, sie sind ...« Wieder sprach er nicht weiter.

»Was sind sie? Und wovon habe ich keine Ahnung?«

Er zögerte und blinzelte wie vorhin. Dann schlich sich das schiefe Grinsen auf sein Gesicht, das ich schon kannte. »Also gut, gehen wir. Aber du sagst deinen Eltern, dass du es ganz allein herausgefunden hast. Und wir schauen nur kurz hinüber, ich setz da keinen Fuß rein. Okay?«

Ich nickte.

